

Gründen aber nicht auf die deutsche Historiographie oder Primärquellen. Hieraus wird der Fokus des Autors auf die von ihm stark idealisiert skizzierte Entwicklung der Souveränität der Königreiche England und Frankreich erklärbar, wobei die Bedeutung des Hundertjährigen Krieges (1337–1453) für die nationalstaatliche Entwicklung beider Königreiche (S. 104f.) kaum gewürdigt wird. Bei dem von Latham nur kursorisch gestreiften römisch-deutschen Reich als „composite state“ ist es auffällig, dass in weitestem Sinne lehnsrechtliche Auseinandersetzungen ebenso ausgeklammert werden wie Aspekte konflikterschürender Heiratspolitik oder Fundamentalkategorien der deutschsprachigen Geschichtsschreibung wie „Ehre“ oder „Ritualität“. Dass das Papsttum durch den Autor zwar nach Riley-Smith ausführlich als Initiator der Kreuzzüge gewürdigt wird, weniger aber als Herrscher über den Kirchenstaat oder als ‚supranationaler‘ Friedensvermittler, wirkt erstaunlich. Insofern kann man das Werk kaum als einen umfassenden Diskussionsbeitrag für die geschichtswissenschaftliche Diplomatie- oder gar die moderne Kriegsgeschichte bezeichnen. Einen konzisen Überblick über den Stand der aktuellen Kreuzzugsforschung sowie mittelalterlicher Theorien der Staatlichkeit dürfte Latham jedoch erbracht haben, dessen Werk in Rezensionen durch die eigene Fachdisziplin indes wohlwollend aufgenommen worden ist.

---

*Claudia Modellmog*, Königliche Stiftungen des Mittelalters im historischen Wandel. Quedlinburg und Speyer, Königsfelden, Wiener Neustadt und Andernach. (StiftungsGeschichten, Bd. 8.) Berlin, Akademie 2012. 311 S., € 79,80.

// DOI 10.1515/hzhz-2015-0316

---

Ulla Kypta, Basel

Claudia Modellmogs Dissertation trägt einen weiteren Band zu Michael Borgoltes „StiftungsGeschichten“ bei. Sie setzt sich ganz bewusst in diese Tradition, in dem sie in ihrer kurzen Einleitung fast ausschließlich auf Borgoltes Arbeiten zu einer sozialhistorischen Sicht auf Stiftungen verweist. In diesem Rahmen wendet Modellmog sich der Frage zu, wie Stiftungen dauerhaft bestehen bleiben konnten, obwohl sich die „historische Wirklichkeit“ (S. 13) um sie herum ständig geändert habe.

Dieses Problem möchte Modellmog differenziert darstellen, das Ziel der Arbeit „ist deshalb kein analytisches“ (S. 13). Als Nebenziel soll die Leserin ein Kaleidoskop des königlichen Umgangs mit Stiftungen präsentiert bekommen. Dazu stellt Mod-

delmog fünf verschiedene Beispiele für Stiftungen vor, wobei sie sich „aus forschungspraktischen Gründen“ (S. 14) lediglich auf königliche Stiftungen fokussiert, zu ergänzen wäre: auf Stiftungen des römisch-deutschen Königs. Die fünf Beispiele sollen einen möglichst großen Zeitraum abdecken und unterschiedliche Stiftungsfälle illustrieren, sie reichen von der Stiftung des Quedlinburger Kanonissenstifts im Jahre 936 bis zum Andernacher Gefallenengedenken von 1475. Außerdem werden die Speyerer Jahrtagsstiftung von Heinrich V. für seinen Vater aus dem Jahr 1111 und die Familienstiftung der Habsburger von 1309, das Königsfelder Doppelkloster, behandelt. Repräsentativ sollen die Fälle ausdrücklich nicht sein – die Auswahl sei ein „Ergebnis des Machbaren“ (S. 15).

Bewusst wurde allerdings eine Stiftung ausgesucht, die nicht lange überdauerte, nämlich das Kollegiatkapitel in Wiener Neustadt 1444. Ein Beispiel für eine nur kurzfristig bestehende Stiftung sei schwer zu finden gewesen. Das lässt natürlich die Frage aufkommen, warum die Dauerhaftigkeit einer Stiftung sich der Stiftungsforschung als so schwieriges Problem darstellt, wenn doch kaum Beispiele überliefert sind, in denen Stiftungen nicht lange existierten. An einer schlechten Überlieferungslage dürfte das wohl im Falle königlicher Stiftungen nicht liegen. Für jeden der fünf Fälle werden zunächst der historische Kontext und der Stiftungsvorgang beschrieben, um so Aspekte herauszuarbeiten, die im zweiten Schritt auf Veränderungen untersucht werden können. Das gibt dem Buch einen angenehm klaren und leicht zugänglichen Zuschnitt.

Am Ende ihrer kurzen Zusammenfassung kommt die Autorin zu dem Schluss, die Studien gäben keine „allgemeinen Antworten“ auf die Frage nach der Dauerhaftigkeit von Stiftungen. Das scheint der Leserin zu defensiv formuliert. Ein Aspekt zieht sich durch alle Beschreibungen: Stiftungen erwiesen sich als dauerhaft, wenn die Bestifteten ein Interesse an der Pflege der Erinnerung zeigten, weil sie dadurch ihre eigene Identität festigten. Das gewohnheitsmäßig vollzogene Gedenken an einen König respektive eine Königsfamilie wurde mit der Zeit umsemantisiert in einen Akt, in dem sich die eigene Gemeinschaft mit Hilfe des Bezugs zu einer Königsfamilie ihrer eigenen Identität versichere.

Die Beiträge des anzuzeigenden Sammelbandes setzen sich mit den Werken des walisischen Historikers R. R. Davies auseinander. Davies vertrat die These, dass England seine Nachbarregionen politisch und/oder kulturell dominiert habe. Die Autoren des Sammelbandes zeigen anhand verschiedener Länderstudien, dass diese Ansicht differenziert werden muss. So legt *John Reuben Davies* dar, wie der anglonormannische Imperialismus im 19. Jahrhundert aus nationalistischen und religiösen Motiven überbewertet worden sei: Lange nicht so viele Kirchen wie bisher angenommen seien im Wales des 11./12. Jahrhunderts anglonormannischen Heiligen umgewidmet worden, außerdem wären in der gleichen Zeit auch walisische Heilige in England bekannt geworden. Drei Beiträge legen dar, dass die Beziehungen zwischen England und Irland keinesfalls von einseitiger Akkulturation und Unterdrückung geprägt gewesen seien: *Freya Verstraten Veach* schildert die Anpassungsfähigkeit irischer Adliger, die sich je nach Gegenüber entweder englischer oder irischer kultureller Praktiken bedienen konnten. Irische Barden nutzten englische Übersetzungen lateinischer Anthologien, wie *Katherine Simms* darstellt. *Patrick Wadden* zeigt, dass das Bild der Normannen in Irland je nach politischem Kontext der Schilderung differierte.

Auch der Einfluss der Religion muss differenziert werden: Laut *Niav Gallagher* habe die englische Kirche durchaus versucht, zum Beispiel englische Priester in irischen und walisischen Kirchen einzusetzen, wohingegen die Orden sich eher mit ihrer Region identifiziert und so die Identitätsbildung in Irland, Wales und Schottland unterstützt hätten.

Deutlich wird herausgestellt, dass die Beziehungen Englands zu Schottland einen Sonderfall darstellten. England und Schottland hätten höchstens in einer föderalen Monarchie als gemeinsames politisches Gebilde existieren können, wie *Dauvit Broun* darlegt. Die föderale Monarchie sei aber an unterschiedlichen Verwaltungspraktiken gescheitert: Der englischen Zentralisierung habe in Schottland ein Gleichgewicht von Königtum und lokalen Gewalten entgegengestanden. *Matthew Hammond* betont den Unterschied zwischen Schottland auf der einen und Irland und Wales auf der anderen Seite: Schottland sei nur sehr kurz erobert gewesen, zu-